

die Analyse von einzelnen Historikern (etwa über Gatterer, III) werden nicht losgelöst von der historiographischen Praxis der Historiker behandelt, stehen ihnen doch Fallstudien gegenüber, die eine mehrfach geübte Kritik an zu engen historisierenden Theorie-Reflexionen entgegengesetzt werden. *Fleischers* Beiträge zur evangelischen Kirchengeschichtsschreibung, zu Gottfried Arnold und zur religiösen Funktion historischen Denkens im 18. Jh. einerseits (IV-VI), *Blankes* Untersuchung von Heerens „Geschichte des Europäischen Staatensystems“ (VII) andererseits stehen für dieses Bestreben.

Theoriegeschichtliche Untersuchungen finden darüberhinaus ihre Ergänzungen in sozialwissenschaftlichen und mentalitätsgeschichtlichen Ausführungen. In seinem Beitrag „Historiker als Beruf. Die Herausbildung des Karrieremusters ‘Geschichtswissenschaftler’ an den deutschen Universitäten von der Aufklärung bis zum klassischen Historismus“ (IX) zeichnet *Blanke* anhand statistischen und soziobiographischen Materials über die Geschichtsordinarien zwischen 1700 und 1880 eine „idealtypische Kollektivbiographie“ (S. 248), ein Versuch, der zu bemerkenswerten Schlüssen über die unterschiedlichen Universitätstypen in ihrem Verhältnis zum Fach Geschichte, über die Entwicklung des Fachhistorikers als Beruf und über die sich im Laufe der

Zeit zunehmend verengende soziale Herkunft der Geschichtswissenschaftler führt.

Trotz der beachtlichen Materialfülle und dem Gedankenreichtum der Beiträge können editorische Mängel wie unentschuldig viele orthographische Fehler und identische Dopplungen ganzer Textpassagen (u.a. S.71/122, 47f./206f., 34ff./271ff.) nicht übersehen werden. Einer flüssigen Lektüre stehen die ständigen Anmerkungsverweise in den Anmerkungen hemmend entgegen, da teilweise doppelt oder dreifach nachgeschlagen werden muß. Ein numerierter Literaturüberblick im Anhang etwa hätte sicher ein günstigeres Verfahren dargestellt.

Dies schmälert nicht das Verdienst der Herausgeber, erste Ansätze einer Synthese der Aufklärungshistorie gewagt zu haben. Auf weitere, z.T. bereits angekündigte Arbeiten darf man gespannt sein.

Eckhardt Fuchs

- 1 Erwähnt sei hier nur H. W. Blanke / D. Fleischer, *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1991. Die Einleitung ist im vorliegenden Band als zweiter Aufsatz wiederabgedruckt.

***Friedrich Gundolf, Anfänge deutscher Geschichtsschreibung von Tschudi bis Winckelmann, aufgrund nachgelassener Schriften Friedrich Gundolfs bearbeitet und herausgegeben von Edgar Wind. Mit einem Nachwort zur Neuauflage von Ulrich Raulff, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/Main 1992, 155 S.***

In der Rückschau auf die Kulturgeschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jh. darf ein Name nicht fehlen: Friedrich Gundolf. „Die Geschichtsschreibung ist ein wesentlicher Teil der Literatur überhaupt“; mit diesem programmatischen Diktum leitete er einen großen Versuch ein, die Genese deutscher Historiographie als Teil der Literatur von Johann Gottfried Herder bis Jacob Burckhardt nachzuzeichnen. Das vorliegende Bändchen entreißt diesen Literarhistoriker und Hochschullehrer der fast vollständigen Vergessenheit. Der plötzliche Tod im Juli 1931 beendete sein Vorhaben, das bis zur Gestalt Johann Joachim Winckelmanns – also sich noch in der Einleitung bewegend – gediehen war. Die nunmehrige Veröffentlichung des erhalten gebliebenen Fragments unter dem Titel „Anfänge deutscher Geschichtsschreibung...“ ist deshalb voll auf gerechtfertigt.

Auf rund einhundert Druckseiten zeichnete *Friedrich Gundolf* in

dreizehn Kapiteln ein Panorama dieser Entstehung einer deutschsprachigen Historiographie, das ganz dem selbstgesteckten Anspruch folgte, bekannte Historiker – darunter namentlich Gilg Tschudi, Johannes Aventinus, Sebastian Franck, Sebastian Münster, Adam Olearius, Gottfried Arnold, Johann Jakob Masow, Graf Heinrich von Büchau – wie bedeutsame einzelne Überlieferungen auch auf ihre „bildschaffende Kraft“ hin zu untersuchen; also neben dem Maß wissenschaftlichen Merkens, Sammels und Ordners zugleich die sprachliche Wiedergabe in die Untersuchung einzubeziehen.

Das war zur Entstehungszeit des Textes gewiß gegen den dominierenden historistischen Zugriff der etablierten Geschichtsschreibung gedacht. Wiewohl *Gundolf* seinen Zeitgenossen ein Begriff war – etwa den 1916 erschienenen „Goethe“ ein berühmtes Buch zu nennen, sollte nicht übertrieben sein –, teilte er doch das Schicksal manches Denkers abseits des mainstream. Sein Name verblaßte, zusätzlich begünstigt durch schnell folgende Brüche deutscher Geschichte, rasch, und es war durchaus ein symbolträchtiges Ereignis, daß die wertvolle Büchersammlung des vormaligen Heidelberger Universitätslehrers Ende 1933 so gut wie unbemerkt Deutschland auf dem Seeweg in Richtung England verließ. Gemeinsam reisend mit der renommierten Bibliothek des

Kunsthistorikers Aby Warburg, fand sie dort eine rettende Heimstatt.

Diese Einzelheiten und viele weitere Aufschlüsse können dem sorgfältigen und einfühlsamen Nachwort *Ulrich Raulffs* entnommen werden. Sein Essay „Der Bildungshistoriker Friedrich Gundolf“ geht weit über eine lediglich biographische Einführung hinaus, vier Abschnitte bieten eine gründliche Syntthese des Lebens Gundolfs, der Entwicklung seiner Auffassungen sowie deren Einordnung in das zeitgenössische deutsche Geistesleben.

Treffend stellt *Raulff* fest, daß in Gundolfs Augen die Vergangenheit wirkungsmächtig in jede Gegenwart hineingreift, weshalb bloße Forschung, wie es denn gewesen sei, ihr Ziel verfehle. Vergangenheit ist nichts Abgeschlossenes, Totes – vielmehr lebt sie weiter, sie wirkt auf und in uns, und genau dies muß die Historiographie auch mitteilen. Hier liegt der tiefste Grund der Forderung, wonach Geschichtsschreibung mehr sein müsse als akademisch verstandene wissenschaftliche Freilegung und unparteiische Betrachtung eines aus alten Zeiten stammenden Eutdes.

Diese Anschauung kann nicht von ungefähr, *Raulff* schildert anschaulich den überragenden Einfluß des Kreises um Stefan George wie dessen ganz persönliche Ausstrahlung auf Gundolf, aus dem sich dieser nur zögernd und gänzlich wohl nie zu lösen vermochte. Jenes hier ent-

springende elitäre Denken, das zum Beispiel zur Lobpreisung des Helden in der Geschichte führte, wirkte konzeptbestimmend: Aus der Vergangenheit herüberwirkende Kräfte sollten uns nicht schlechthin als Bildungserlebnis erbauen, vielmehr entspringe aus ihnen der Antrieb, ja geradezu die Handlungsverpflichtung zur Wandlung, Veränderung und Vervollkommnung. Beispielhaft wird dies im Nachwort anhand der Untersuchungen Friedrich Gundolfs über die Nachwirkung der Gestalt Caesars vorgeführt.

Mit diesem Neudruck ist *Raulff* ein verdienstvoller Wurf gelungen. Die Geschichtswissenschaft des ausgehenden 20. Jh. präsentiert sich zwar einerseits bunter denn je, einig offenbar nur noch darin, daß es keine historiographische Einigkeit mehr geben kann. Doch zwingt gerade diese Vielfalt zu ordnenden retrospektiven Linien. Mancher Seitenstrang geriet dabei schnell an den äußersten Rand des Interesses. Sensibleres Empfinden für die vielfältigen Formen unseres Verhaftetseins in der Vergangenheit, zuletzt wohl vor allem aus dem Ausland inspiriert, schärfen seit einiger Zeit ebenso den Blick für wenig beachtete Autoren wie mancher Schlachtruf. Denn wer dächte hier nicht an Titel wie „Auch Klio dichtet“?

Gewiß ist angesichts des Neudrucks Gundolfs keine Grundrevision der Historiographiegeschichte erforderlich. Wohl aber war Friedrich

Gundolf bei allen konzeptuellen Schwächen dennoch ein gedankenreicher Forscher, scharfer Beobachter und sprachlicher Virtuose, was ihn freilich nicht vor Irrtümern feite. Ihn neu lesen, bedeutet kein Zurücknehmen der Kritik an schon früher erkannten Schwächen und Ungeheimheiten, sondern die Anregung zur weiteren Beschäftigung mit den von ihm präsentierten Forschungsergebnissen wie dem geschichtswissenschaftlich viel farbiger schillernden frühen 20. Jh., als wir zumeist anzunehmen geneigt sind.

Gerald Diesener

**Lothar Gall (Hrsg.), Vom alten zum neuen Bürgertum. Die mitteleuropäische Stadt im Umbruch 1780-1820, R. Oldenbourg Verlag, München 1991, 678 S. (=Stadt und Bürgertum, hrsg. v. Lothar Gall, Bd. 3).**

Ungeachtet der Zahl der Beiträge ist dies kein Sammelband, dem der Titel spät eine Klammer verleiht. Vielmehr sind die Studien zu 15 deutschen Städten Bestandteile eines Forschungsprojektes, das in vergleichender Weise auf die Herausarbeitung einer Typologie der Städte und ihrer Entwicklungen im Moment der Transformation politischer Verhältnisse und sozialer Zustände am Übergang vom 18. zum 19. Jh. zielt.

Gall erläutert einleitend den Fragenkatalog, den die Bearbeiter für die Gliederung ihrer Aufsätze zugrundelegten: ökonomische und soziale Ausgangslage; Verfassungswirklichkeit und Rechtsverhältnisse besonders der städtischen Eliten; Verteilung der inneren und äußeren Antriebskräfte für die Modernisierung der städtischen Verhältnisse im Zuge der Entwicklung bis 1820 und schließlich eine Bilanz der erreichten Veränderungen.

Einzeluntersuchungen gelten Bremen, Göttingen, Münster, Dortmund, Aachen, Köln, Wetzlar, Wiesbaden, Frankfurt am Main, Heidelberg, Karlsruhe und Mannheim, Heilbronn, Augsburg und München. Für die Beschränkung auf Städte im Bereich des Zugriffs auf Archive der alten Bundesrepublik werden ausschließlich forschungspraktische Gründe geltend gemacht, wie sie sich zu Beginn des Projektes (vor 1989) darstellten. Dies ist verständlich, die Zahl der zum Vergleich herangezogenen Beispiele schon für diesen Raum beeindruckend. Gleichwohl bleibt die Frage, ob sich aus diesem Fundus bereits die im Untertitel versprochenen Schlüsse für eine Typologie der Städte Mitteleuropas (wie immer dies definiert wird) ziehen lassen. Leipzig etwa dürfte kaum zwischen die Kategorien „alte Handels- und Gewerbestadt“ und „Universitätsstadt“ aufzuteilen sein; der Vergleich mit Städten außerhalb des Reiches hätte grundsätzlich andere